Mohssen Massarrat
6. Mai 2002

60 Jahre alt und Vieles habe ich noch vor

Versuch einer realitätsnahen Selbstbiographie

Ich bin, vermutlich, am 14. Mai 1942 in Teheran/Iran in einem von meinen Eltern angemieteten Haus mit einem eigens durch die Gärten fließenden Bächlein, ganz nahe zum Teheraner Zentralbasar geboren. Iran und dessen Hauptstadt war zu diesem Zeitpunkt durch die Alliierten (England und Rußland) besetzt und der Herrscher des Landes, Schah Resa Pahlawi, der der Zusammenarbeit mit Hitler-Deutschland verdächtigt war, ins Exil auf Muris in Madagaskar verbannt.

Daß ich und die mir nachgeborenen zwei Brüder und eine Schwester am Leben bleiben durften, verdanken wir dem Umstand, daß Fortschritte bei vorbeugenden medizinischen Maßnahmen zur Bekämpfung von Kinderkrankheiten im Iran allmählich Wirkung zeigten. Mit einer einzigen Ausnahme meines 10 Jahre älteren Bruders, dem ich später in die Bundesrepublik Deutschland folgen sollte, haben alle meine Geschwister vor meiner Geburt, darunter 3 Brüder und 1 Schwester, ihr fünftes Lebensjahr nicht überlebt.

Mein Vater, gerade Mitte dreißig, hatte soeben in Teheran beruflich Fuß gefaßt und sich entschlossen, in Teheran, der einzig aufsteigenden Metropole Irans seinem Kaufmannsberuf im Club der unsichtbaren Hand des Marktes nachzugehen. Er selbst wurde in der ostiranischen Stadt Mashhad, als für die schiitischen Moslems zweitwichtigstem Wallfahrtsort bekannt, als Sohn eines Karawanenhändlers geboren, der mit seiner Karawane 17 Mal die Route von Ost-Iran durch die iranische Zentralwüste bis nach Mekka, Medina, auf der arabischen Halbinsel, und Kerbala im Irak bereist haben soll. Er mit seiner Frau, also meine Großmutter, stammten ursprünglich aus der beinahe 2000 Jahre alten zentraliranischen Wüstenstadt Yazd. Geheiratet hatte mein Vater die Tochter einer aus Buchara, der Hauptstadt Turkmenistans im noch zaristischen Rußland, stammenden und um 1893 in den Iran eingewanderten angesehenen Landbesitzerfamilie mit dem Namen Khaniani (Khanen - Abkömmling). Meine Großmutter mütterlicherseits, die 90 Jahre alt wurde und die als besonders fromme Moslemin in meiner Erinnerungswelt einen bleibenden Platz erworben hat, war eine mit 9 Jahren zum Islam konvertierte und ebenfalls aus Buchara nach Mashhad eingewanderte Jüdin.

Meine Eltern teilten also ihr Schicksal als typische Zu- bzw. Einwanderer von der Provinz in die Metropole von Ost-Iran und Zentralasien nach Teheran mit Hunderttausenden, die im Zuge des sich anbahnenden Wandels von der Tradition zur Moderne in die Ferne gingen, von der Peripherie zum Zentrum.

In meiner Familie und ab 1945 nunmehr in einem eigenen typischen Teheraner Haus mit zwei getrennten Innenhöfen und sehr viel Grün auf ca. 1000 m^2, hatten meine kleineren Geschwister und ich das Glück, auch von der Großmutter väterlicherseits, der Bibijan (geliebte Großmutter) behütet aufzuwachsen. Unvergeßlich bleiben ihre

Märchen von tausendundeiner Nacht, die sie meiner kleinen Schwester und mir in den Sommermonaten auf dem Dach unter dem klaren Sternenhimmel erzählte und uns zum Einschlafen brachte. Meine Mutter selbst war unentwegt mit der Versorgung der siebenköpfigen Familie und dazu noch der ständig anreisender Gäste beschäftigt. Meines Vaters größtes Hobby war seine, selbst für orientalische Verhältnisse übertriebene, Gastfreundschaft. Daß seine engsten Geschäftsfreunde aus dem Osten und dem Süden Irans bei ihren Geschäftsreisen nach Teheran, manchmal sogar mit ihren Familien bei uns als Gäste unterkamen, war selbstverständlich. Daß auch andere befreundete Durchreisende bei ihren 6-9 Tage dauernden Pilgerfahrten aus Mashhad in die irakische Stadt Kerbala, wo der Schrein von Imam Hussein, das wichtigste Heiligtum der Schiiten steht, bei uns Rast machten, war keine Seltenheit. Oft blieben die Gäste länger als ursprünglich geplant. Bei gesundheitlichen Problemen verweilte der eine oder der andere bei uns solange bis die Gesundheit wieder hergestellt war; ein irakischer Araber aus Kerbala, der sich auf eine Pilgerreise nach Mashhad auf den Weg gemacht hatte, starb sogar nach 8-wöchiger Krankheit und Pflege in unserem Haus. Dadurch daß die Gastfreundschaft meines Vaters sich herumgesprochen hatte, riß der Besucherstrom bei uns nie ab. Unser Haus war ein echtes Gästehaus. Hauptleidtragende der Selbstlosigkeit meines Vaters war allerdings meine Mutter. Trotz Hausbediensteten war sie rund um die Uhr eingespannt. Kein Wunder daß sie mit 49 Jahren an Krebs starb. Neun Geburten, fünf Kinder, die sie in ihrem kurzen Leben groß ziehen durfte und die vielen Gäste hatten offensichtlich ihre ganze Kraft viel zu früh aufgebraucht.

Mit 5 Jahren, längst noch nicht schulreif, hat mich meine Mutter, mit vielen Tricks und an den geltenden Vorschriften vorbei, einschulen lassen, weil ich ihr zu Hause viel zu viel Ärger bereitete. Den schulischen Anforderungen fühlte ich mich zwar durchaus gewachsen, gehörte manchmal sogar zu den Klassenbesten, die körperliche und altersgemäße Unterlegenheit war ganz sicherlich für meine innere Stärke nicht förderlich- Die schönsten Erinnerungen und immer noch anhaltenden Freundschaften stammen aus der nachpubertären Zeit zwischen meinem 15. und 18. Lebensjahr. Die Suche nach mehr Freiheit unter der Diktatur der Pahlawi-Dynastie Ende der fünfziger Jahre trieb mich mit meinen Schulkameraden in das meine Heimatstadt Teheran überragende Gebirge und so wurde der 4.000 Meter hohe Gipfel (Touchal im Norden Teherans) oft unser Ausflugsziel. Auf den Bergen, in der Gruppe, die Erfahrungen mit Angst und diese durch gemeinsame Stärke zu besiegen, haben mir geholfen, so läßt sich vermuten, Defizite meiner Persönlichkeitsentwicklung als Folge einer zu frühen Einschulung abzubauen. Meine ersten Erfahrungen mit der Diktatur machte ich bereits mit 10 Jahren (1952) bei einer politischen Demonstration, bei der ich in einen offenen Abwasserkanal am Straßenrand stürzte. Mein Vater war politisch sehr aktiv und ein glühender Anhänger von Mossadegh, dem ersten im Iran - und wohl auch in der gesamten islamischen Welt - frei gewählten Ministerpräsidenten, der 1951 mit dem erklärten Ziel der Nationalisierung der iranischen Ölindustrie und der Enteignung der britisch-iranischen Oil Company - des Vorgänger-Konzerns von BP - durch das Parlament gewählt wurde. Der erzwungene Rücktritt Mossadeghs im Sommer 1952 provozierte einen Volksaufstand, mein Vater mobilisierte in seiner Zunft für ihn und ich wußte, ich muß mitmarschieren. Innerhalb von drei Tagen war das Komplott vorbei, Mossadegh regierte weiter und zog den Zorn der ehemaligen Kolonialmacht England und der neuen Supermacht USA auf sich, er würde schließlich im Sommer 1953 doch noch gestürzt, das Komplott zwischen der monarchistischen Armee und dem CIA gegen die Freiheit und den Souveränitätswillen der Iraner, war diesmal besser vorbereitet.

Diese durch die Intervention der USA verursachte Blockade einer mit Enthusiasmus in Gang gebrachten sozialen und politischen Transformation musste als Demütigung empfunden werden, die ein ganzes Volk traumatisierte und für den Sieg der Islamisten Ende der siebziger Jahre den Boden bereitete. 1979 bezahlte der Schah seine Diktatur und vasallenhafte Abhängigkeit von den USA mit seinem Sturz und der Abschaffung der Monarchie.

Mit gerade mal 18 Jahren und dem Abitur in der Tasche folgte ich im Dezember 1960 meinem älteren Bruder in die Bundesrepublik, der in Kassel gerade seine Facharztausbildung absolvierte. Ich wollte raus in die weite Welt, wollte Ingenieur werden und später im Iran Karriere machen, reich werden, dort heiraten und all das, was die Träume der typischen Aufsteigergeneration aus dem Mittelstand ausmachen, erreichen. Ich wollte auch raus aus einer Umwelt mit sexueller Unterdrückung und das ausleben, was meine Natur von mir verlangte, es hatte sich bei uns alles damals herumgesprochen, daß es in Europa gemischte Schulklassen gibt und daß Jugendliche sich nicht heimlich auf die Suche nach Partnerinnen machen müssen und daß es dort überflüssig ist, Körperkontakte mit dem anderen Geschlecht in den voll besetzten Bussen oder auf den dunklen Kinobänken suchen zu müssen. Mein Vater unterstützte tatkräftig, wie im Falle meines Bruders auch, meinen Wunsch, zwecks Studiums nach Deutschland zu gehen. Er war der Prototyp eines von der Moderne hingerissenen Traditionalisten. Einerseits hatte er beste Beziehungen zu konservativen Mullahs und andererseits erfüllte es ihn mit einem gewissen Stolz, seine Söhne ins christliche Europa schicken zu können.

Im Januar 1961, zwei Wochen nach meiner Ankunft in Kassel, fing ich in einer Elektrofabrik mit einem Praktikum an und lernte nebenbei Deutsch, nach der Methode Learning by Doing. Vorher waren meine deutschen Sprachkenntnisse gleich Null. Im selben Jahr erweiterte ich zwei Monate lang meine Deutschkenntnisse im Arolsener Goethe-Institut, dann machte ich noch ein Praktikum in einer Maschinenbaufabrik erneut in Kassel bis mir klar wurde, Elektrotechnik und Maschinenbau, diese trocken-technischen Berufswege sind mir nicht auf den Leib geschnitten. Ingenieur als Studiums- und Berufsziel wollte ich aber noch lange nicht aufgeben. Hinzu kam meine nur befriedigende Abiturgesamtnote, die sich an vielen deutschen Universitäten für die Zulassung zu Maschinenbau oder Elektrotechnik als ein echtes Hindernis herausstellte. Weniger zimperlich sah man dieses Manko bei der Bergakademie Clausthal-Zellerfeld (Heute Technische Hochschule). Also ging ich dorthin und bestand auch - nach ca. acht Monaten Aufenthalt in Deutschland - prompt die Aufnahmeprüfung. Die Weichen für mein neues Berufsziel waren dadurch gestellt. Die Absolvierung eines Praktikums für die endgültige Zulassung führte mich im Herbst 1961 zunächst ins Ruhrgebiet und dort in das Kohlebergwerk Victor III/IV in Castrop-Rauxel, wo ich sofort am ersten Tag zur Arbeit Untertage antreten mußte. Diese drei Monate untertage zähle ich zu der schwersten Zeit in meinem Leben. Danach ging es nach Goslar in das beinahe 1000 Jahre alte Erzbergwerk Ramelsberg bis endlich im April 1962 alle Voraussetzungen für den Studienbeginn erfüllt waren.

Zwischendurch stand allerdings alles einmal auf der Kippe: zunächst, ob ich als mehr oder weniger verwöhnter 19Jähriger die Strapazen einer harten Arbeit in 800-1000 Meter Tiefe in deutschen Kohle- und Kaligruben, in einer völlig fremden und erbarmungslosen Umgebung, überhaupt würde bestehen können und dann traf mich im Dezember 1961 noch der harte Schlag mit der Nachricht, mein Vater liege

todkrank in der Marburger Universitätsklinik, wo mein Bruder inzwischen als Arzt arbeitete, und ich solle kommen bevor alles zu spät sei. Mein Vater hatte einen Gehirntumor und in Teheran hatte kein Arzt die Krankheit erkannt. Er starb dann Anfang Januar 1962 nach dem Rückflug nach Teheran und es blieb mir wegen zu hoher Flugkosten versagt, ihn zu begleiten und meine Trauer im Schoße der Familie und mitten in der Gemeinschaft hunderter seiner Freunde in Teheran und in seiner Heimatstadt Mashhad, wo er beerdigt wurde, zu verarbeiten. Diese fehlende Trauerarbeit widerfuhr mir zum zweiten Mal. Denn als meine Mutter 1957 in der heiligen Stadt Ghom, 120 km südlich von Teheran beerdigt wurde, mußte ich an diesem Tag auf Anweisung meines Vaters an einer Abschlußklausur der 8. Schulklasse teilnehmen. Ich glaube, ja ich bin mir sicher, die Tatsache, bei Abschied von meinen Eltern nicht mit dabei sein zu dürfen, hat ein tiefes Loch in meiner Seele hinterlassen. Nach dem Tode meines Vaters stand ich mittellos da und erwägte ernsthaft, deshalb in die Heimat zurückzukehren. Doch hat mich der Wille, mein Leben auch ohne väterliche Hilfe meistern zu können, gestärkt, den eingeschlagenen Weg nicht zu verlassen.

Mein Bergbaustudium, zunächst in Clausthal-Zellerfeld, und danach an der Technischen Universität (damals West-) Berlin, das ich innerhalb der Regelstudienzeit absolvierte, verging ziemlich rasch. Durch weitere Praktika im Kalibergwerk Ronnerberg bei Hannover und Buggingen bei Mühlheim in Baden Baden lernte ich Deutschland nicht nur von unten in 600 - 1000 Metern Tiefe, sondern auch von oben näher kennen. Die Exkursionen mit den Bergbaustudenten erweiterten meinen Blick auch auf die deutsche "Sauf"kultur. Bier aus Stiefeln um die Wette und um den größten Schluck bei meinen deutschen Kommilitonen und Hochschullehrern hat mich präventiv davor geschützt, die fürchterlichen Sauforgien als einen besonderen Genuß zu empfinden. Die Bergmannslieder "Der Steiger kommt, der Steiger kommt....", die nach ein paar Litern Bier so richtig mit Schwung gesungen wurden, klingen immer noch in meinen Ohren. Nichtsdestotrotz, ich habe dieses Fach gern studiert und sogar mit einer mir offensichtlich eigenen und heute noch stärker gewordenen Faszination für das Interdisziplinäre und für die Verbindung zwischen verschiedenen Themen. Im Bergbaustudium gewann ich Einblick in die Evolutionsgeschichte der Erde und der Arten, in Geologie, Mineralogie, Paläontologie, Maschinenbau, Elektrotechnik, Betriebswirtschaft und Management, kurz in den Natur- und Ingenieur- und Wirtschaftswissenschaften. In kurzestmöglicher Zeit von 10 Semestern (Durchschnitt damals selbst für Deutsche 13 Semester) und trotz Nebenjobs, meine einzige Einnahmequelle bis zum Vordiplom, machte ich das Diplom mit überdurchschnittlichen Noten (bestes Examen, bester Jahresdiplomarbeit, daher dieser und jener Preis...) um weiterzukommen über das bisherige Gebiet hinaus.

Aus mir, dem einstigen mittelmäßigen Schüler, der die im Iran weitverbreitete Methode des Auswendiglernens haßte, war mit 25 Jahren nach dem Abschluß eines Hochschulstudiums ein zielstrebiger und inzwischen auch mit deutscher Disziplin geformeter junger Mann geworden. Meine Jugendträume, in den Iran zurück, mit dem Titel "Mohandes" (Ingenieur) gesellschaftliche Anerkennung zu erwerben und auch reich werden zu wollen, waren ausgeträumt. Mich hat es nicht mehr befriedigt, wie man die Rohstoffe nutzenbringend aus der Erde zu Tage fördert, meine Neugier richtete sich zunehmend darauf, was die Menschen mit den Naturprodukten machen, warum es Arme und Reiche gibt, warum mein Heimatland, trotz seines Reichtums an Öl und anderen Rohstoffen, so arm ist, warum Europa sich entwickelt hat und der

Orient ökonomisch zurückgeblieben ist, warum die beiden Weltkriege, warum der Vietnamkrieg und viele andere Fragen. Die Weichen für meinen neuen Lebensabschnitt, der mit starker Politisierung einher ging, waren bereits vor Beendigung meines Ingenieurstudiums gestellt.

Am 2. Juni 1967, dem Tag meiner letzten Diplomprüfung, wurde Benno Ohnesorg anläßlich des Besuchs des Schahs durch den Berliner Polizisten Kurras erschossen und die bereits im Keim herangereifte deutsche Studentenbewegung wurde mit dieser Gewalttat buchstäblich entfesselt. Ich war vom ersten Tag an dabei, meine Beteiligung an der Studentenbewegung half mir, meinen Lebensweg neu zu positionieren, der Drang nach Veränderung, nach Überwindung der Diktatur in meiner Heimat und nach Beseitigung von Ungerechtigkeit und Krieg in der Welt hat mich seitdem nicht mehr losgelassen. Dabei war ich vor dem 2. Juni 1967 durchaus nicht unpolitisch, ich war innerhalb der iranischen Studentenbewegung (Conföderation Iranischer Studenten/National Union), die zu den weltweit aktivsten und politischsten Studentenorganisationen gehörte, aktiv, teilweise sogar sehr aktiv. Beispielsweise nahm ich im Herbst 1963 an einem Hungerstreik vor dem niedersächsischen Landtag in Hannover teil, der fünf ganze Tage andauerte und trotz eisiger Kälte und Regen in der Nacht durchgehalten wurde, teils um gegen die Verhaftung mehrerer Oppositionspolitiker, darunter Mohandes Basargan (der bedeutendste Oppositionspolitiker in den Anfängen der späteren Islamischen Republik), der liberale Ajatollah Taleghani und sogar Rafsandjani (der später der einflußreichste Politiker der Islamischen Republik Iran werden sollte) durch das Schah-Regime zu protestieren, ohne wissen zu können, daß die Beseitigung der Schah-Diktatur nicht nahtlos zu jener Freiheit führen würde, die uns naiverweise damals vorschwebte.

Ich gehöre zur 68er Generation mit meinen mir und einer ganzen Strömung eigentümlichen Eigenschaften: links und von der nach wie vor gültigen Marx'schen Kapitalismuskritik hingerissen, mit Drang nach Gerechtigkeit, staatskritisch und mit der Zeit auch pazifistisch. Ich habe allen Versuchungen, mich parteipolitisch zu engagieren, widerstanden und zog es vor, auch den Grünen, deren Gründungsziele mir sehr nahe standen, nicht beizutreten. Innerhalb der iranischen antimonarchistischen Opposition habe ich mit meiner Position, als Intellektueller gesellschaftliche Veränderungen außerhalb einer politischen Partei eindeutig höhere Priorität einzuräumen als innerhalb einer Partei, bei meinen iranischen Freunden viel Unmut zugezogen. Meine durch das Bergbaustudium entstandene Vorstellung von der Natur-Technik-Beziehung wurde während meiner neuen um ein Vielfaches intensivieren Politisierungsphase um das Subjekt Mensch erweitert. Allmählich folgte ich, ohne es bewußt zu reflektieren, einem holistischen Weltbild von Mensch-Natur-Technik-Beziehungen. Die bessere finanzielle Grundlage durch ein DAAD-Begabtenstipendium, das ich auf Grund meines nach 4 Semestern überdurchschnittlich schnell absolvierten Vordiploms erhielt, erlaubte mir, nach dem ersten Studium meine Bildung und Weiterqualifikation auf andere Disziplinen wie Politische Ökonomie, Geschichte, Politik auszuweiten, meine Doktorarbeit hatte dann mit dem Bergbaustudium auch so gut wie nichts mehr zu tun. Diese Bildungsperiode diente mir dazu, die Hintergründe der ungerechten und auf Ungleichheit beruhenden Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit, Nord und Süd, Reich und Arm, Entwicklung und Unterentwicklung besser zu verstehen. Dieser Wechsel von einem technischen auf ein durch und durch gesellschaftlich orientiertes Berufsziel, somit ein zweites Studium, und die wilden Jahre der Studentenbewegung, die mir, meiner

Generation und Millionen anderer Menschen sehr viel gegeben hat, erklären, warum ich bis zur Erlangung des Doktortitels sieben Jahre brauchte. Als ich Ende 1974 promovierte war ich glücklich verheiratet und Vater von zwei lebhaften Kindern.

Mein neuer Lebensabschnitt in den 68er Jahren wäre halb so schön gewesen, hätte ich in einer lauen Septembernacht 1965 in der damals sehr beliebten Berliner Discothek Riverboat nicht meine spätere Frau Mechthild kennengelernt. Es war weiß Gott nicht die Liebe auf den ersten Blick, aber eine Begegnung, die erst mit der Zeit sich als für uns beide schicksalhaft erweisen sollte. Aus der flüchtigen Begegnung wurde eine felsenfeste und bis heute von tiefgründiger Liebe und gegenseitigem Respekt getragene Beziehung. Die ernsthaft erwogene Trennung für den Fall, daß ich in meine Heimat zurück sollte, hat der Schah des Iran durch seine brutale Unterdrückung der iranischen Intellektuellen durchkreuzt. Die Rückkehrabsicht wurde obsolet und ich habe mich dem Schicksal eines Exilanten gefügt. Im April 1971 haben wir geheiratet, im Juni 1972 kam unsere Tochter Anusch zur Welt. Ihr folgte im Februar 1974 unser Sohn Ramin. Mechthild und ich bilden in vieler Hinsicht eine Einheit, sie aber ist das Rückgrat der gesamten Familie und die wichtigste Stütze für meine seelische Stabilität und auch meine berufliche Laufbahn. Bei meinen Verwandten im Iran ist Mechthild hoch geschätzt, von vielen von ihnen gar geliebt. Inzwischen sind wir über 35 Jahre zusammen und seit 31 Jahren verheiratet. Gemeinsam haben wir Höhen und Tiefen durchlebt. Existenzängste verarbeitet, uns um die Gesundheit und die Zukunft unserer Kinder Sorgen machen müssen, uns in der Erziehung der Kinder ergänzt und auch über die Fehler, die wir dabei machten, ausgetauscht, einige Male auch heftig gestritten. In Berlin, wo wir ca. zehn Jahre lebten, wußten wir uns wohl aufgehoben in einer gut funktionierenden deutsch-iranischen Clique, erst in Osnabrück entwickelte sich ein soziales und echt multikulturelles Netz von Freunden unterschiedlicher kultureller Herkunft mit deutschen Ehefrauen als festes soziales Bindeglied. Die Sehnsucht der Zugewanderten nach Gemeinschaft, um nicht in der neuen Wahlheimat fremd und einsam zu bleiben, erleichterte die Freundschaft zwischen so unterschiedlichen Biographien und Lebensentwürfen....

Den Weg nach Osnabrück habe ich nicht gezielt gesucht. Bis zu meiner Bewerbung beim Gründungsausschuß der gerade gegründeten Osnabrücker Universität Anfang 1975 hatte ich nie von der Existenz dieser Stadt gehört und das trotz der historischen Bedeutung dieser Stadt für die Entstehung moderner Staaten in Europa. Mit Lehraufträgen an der Fachhochschule für Wirtschaft in Berlin und mit Vertretungsstellen für wenige Monate am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin war eine vierköpfige Familie nicht zu ernähren. Als die Besetzungskommission des Universitäts-Gründungsausschusses sich für mich entschied und ich die Chance erhielt, auf eine Assistentenstelle für Politikwissenschaft eingestellt zu werden, zögerte ich nicht, den Vertrag zu unterschreiben. Inzwischen bin ich - sind wir - seit 27 Jahren in Osnabrück, länger als in jeder anderen Stadt im Verlaufe meines Lebens. Ohne, daß sie je meine Erinnerungen an Teheran, meine erste Heimatstadt, verdrängen konnte, ist Osnabrück inzwischen zu meiner Heimatstadt geworden und zwar seit langem. Meine Beziehung zu dieser Stadt wurde mir bewußt - ich habe mich sozusagen als Osnabrücker ertappt - bei meiner Vorstellung als Vortragender 1989 in Sao Paolo als man die Tatsache, ich sei ein promovierter Absolvent der FU Berlin, in den Vordergrund stellte und ich beharrlich darauf bestand zu erwähnen, daß ich meine Habilitation an der Universität Osnabrück absolvierte und jetzt auch in Osnabrück lebte.

Ich gehöre zu der Gründergeneration der Universität Osnabrück und glaube auch, meinen Beruf in der Lehre und Forschung bisher gewissenhaft ausgeübt zu haben. Es war für jemanden mit meiner Biographie nicht immer leicht, eine akademische Karriere zu bestreiten. Nicht nur das deutsche Beamtentum erschwert den Zugang von Nichtdeutschen zu akademisch höheren Positionen, es fehlt in Deutschland einfach die Tradition eines kulturellen Pluralismus, der beispielsweise an den amerikanischen Universitäten zur Normalität gehört. (An einer kanadischen Universität war es beispielsweise möglich im Fach Finanzwesen der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät 12 von 16 Hochschullehrerstellen mit Iranern zu besetzen, die den Iran nach dem Sturz der Monarchie in den achtziger Jahren verlassen hatten. Wäre dies in Deutschland überhaupt vorstellbar? - ich glaube wohl kaum. Nach erfolgreicher Habilitation (die zweite an der neu gegründeten Universität Osnabrück) im Jahre 1978 und der Übernahme einer Professorenstelle auf Zeit erhielt ich 1986, nach einer langwierigen Prozedur und widrigen Umständen, die verdienen, gesondert und ausführlich aufgearbeitet zu werden, den Ruf auf eine Professur im Fach Politikwissenschaft am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Osnabrück.

Von Anfang an war mein akademischer Lebensweg, wie auch der Weg schon als Schüler und Student mit dem sozialen und politischen Umfeld eng verbunden. Mir war es offensichtlich nicht einerlei, was in der Welt sonst noch geschah. In den 70er Jahren, nach meiner Einstellung an der Universität, habe ich mit Kollegen und Studenten in meiner Freizeit nicht nur Fußball gespielt, übrigens zunächst auf der Rasenfläche des Schloßgartens, genau dort, wo heute die Stadthalle steht. Ich habe Studierende bei ihren Protesten gegen die miserable Bildungspolitik der niedersächsischen Landesregierung in den 70er Jahren unterstützt und mich selbst Ende der 70er Jahre auch an bundesweiten Aktionen, z. B. gegen den Ausbau von Atomenergie, beteiligt. Ab Anfang der 80er Jahre ging es mit meinem politischen Engagement aber erst richtig los, als Millionen von Menschen in Deutschland und in Europa insgesamt sich der echten Bedrohung eines Atomkrieges ausgesetzt fühlten.

Europäische Eliten, ganz besonders die sozial-liberale Koalition in der Bundesrepublik mit Helmut Schmidt als Bundeskanzler, hatten sich in den 70er Jahren angesichts des militärischen Übergewichts der Sowjet Union bei konventionellen Waffenpotentialen in Europa an den großen Bruder auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans gewandt mit der Bitte, die entstandene "Sicherheitslücke" zu schließen. Der große Bruder - die Vereinigten Staaten - nahmen diese europäische Sorge zum Anlaß, in Europa neue Atomwaffensysteme (Mittelstreckenraketen Pershing II und Cruise Missiles) zu stationieren, die de facto einen neuen Rüstungswettlauf in Gang setzten und erstmalig die Führbarkeit eines begrenzten Atomkriegs in Europa jenseits der Territorien beider Supermächte praktisch möglich machten. Die Europäer hatten sich statt mehr Sicherheit eine neue Unsicherheit eingehandelt, sie waren offensichtlich hereingelegt worden. Für die USA bedeutete die neue Situation, daß sie nun weltweit interventionsfähiger geworden waren und ihre Interessen, z. B. im Mittleren Osten und am Persischen Golf mit militärischer Gewalt offensiver durchsetzen konnten, ohne einen atomaren Schlagabtausch mit der Sowjet Union befürchten zu müssen. 1980 erklärte Präsident Carter die Region des Persischen Golfes zum 'Vitalen Interessensgebiet' der Vereinigten Staaten, dessen Schutz mit dem Schutz Westeuropas auf die gleiche Stufe gesetzt wurde (Carter Doktrin). Die Bedrohungslage war klar abgesteckt, es

roch nach Blut. Erst der europäischen Friedensbewegung, die von Millionen Bürgerinnen und Bürgern aus allen Schichten getragen wurde, gelang es, der politischen Klasse in Westeuropa bewußt zu machen, in welche neue Bedrohungslage und neuen Abhängigkeiten sie Europa und die Dritte Welt mit ihrem kurzsichtigen sicherheitspolitischen Denken gebracht und auf was sie sich eingelassen hatte.

Als mir diese Zusammenhänge klar wurden, zögerte ich nicht, friedenspolitisch aktiv zu werden. Mit dem genau so wie ich von Sorgen um neue Kriege betroffenen damaligen Studentenpfarrer der Evangelischen Studentengemeinde Osnabrück, Otto Meyer, haben wir gemeinsam im Januar 1981 die Osnabrücker Friedensinitiative (OFRI) gegründet, die wie hunderte andere Bürgerinitiativen bundesweit Millionen Menschen auf den Straßen mobilisierten und deren Aktionen und Diskurse in der Gesellschaft und das bis dahin allgemein anerkannte Denken über die "Sicherheit durch militärische Stärke" gründlich erschütterten. Aus der Friedensbewegung der 80er Jahre, die sich zu einer breiten Volksbewegung mit neuen Werten und Idealen für eine Welt ohne Waffen und ohne Krieg entwickelte, entstanden die Partei der Grünen, die Friedensbewegung veränderte auch die sicherheitspolitischen Vorstellungen der SPD, die sich nach 1983 in der Opposition regenerierte, um sie sechzehn Jahre später an der Regierung mit den Grünen wieder über Bord zu werfen. Auch die Grünen begannen, seit dem Bosnienkonflikt 1995 und der Militärintervention der Nato, sich Stück für Stück von ihren eigenen friedenspolitischen Postulaten zu verabschieden und alle Ideale, denen sie ihre Existenz verdanken, nacheinander zu verraten. Sie sind heute wie die SPD fest im politischen System und dessen inneren Unzulänglichkeiten verankert und artikulieren in der rot-grünen Bundesregierung die Reformgrenzen der "repräsentativen Demokratie", eine noch radikalere Reformkonstellation innerhalb der herrschenden politischen System ist ja kaum vorstellbar. Die OFRI entwickelte sich zu einer aktiven Ortsgruppe der Friedensbewegung und ich erhielt bald die Chance, zusammen mit drei Anderen aus anderen deutschen Friedensinitiativen die bundesweit von Parteien unabhängigen Friedensbewegung im achtzehnköpfigen Koordinationsausschuss (eine Art "Zentralkomitee" der Friedensbewegung) zwischen 1981 und 1985 zu repräsentieren. Die OFRI gehört zu den Gruppen, die noch heute existiert und mit anderen Menschen dazu beigetragen hat, daß die Stimme der Friedensbewegung gegen die Kriege der letzten zwei Jahrzehnte in Osnabrück nicht verstummt ist.

Die Verbindung zwischen Wissenschaft und politischem Engagement hat beide Seiten meines Lebens bereichert. Einerseits hat mich die Grenzüberschreitung zwischen diesen beiden Welten davor geschützt, in den Elfenbeinturm der Wissenschaft und abgehoben von brennenden Zeitfragen, die nach Lösungen verlangen, zu gelangen und sie hat mir andererseits geholfen, meine politische Arbeit einer ständigen kritischen Beobachtung zu unterwerfen und die Schwerpunkte und Aktivitäten jenseits von Modeerscheinungen und einem blinden Aktionismus, der letztlich in der Entpolitisierung und dem Rückzug ins Private enden kann, an Utopien und gleichzeitig an dem heute Machbaren zu orientieren. Ganz im Sinne dieser Grenzüberschreitung entstanden in den letzten zwei Jahrzehnten drei Kongresse mit teilweise internationaler Ausrichtung, an denen ich maßgeblich, bzw. federführend beteiligt war: Bundesweiter Kongreß der unabhängiger Friedensbewegung 1982; der Kongreß "Die Dritte Welt und Wir", 1992, und der Europäische Friedenskongreß 1998 im Jubiläumsjahr 350 Jahre nach dem Westfälischen Frieden. In diesem Kontext habe ich an der Entstehung zahlreicher Plattformen, Memoranden, Aufrufe,

Erklärungen und Manifeste zu aktuellen Themen, die teils in englischer, in einem Fall sogar in 8 europäische Sprachen verbreitet wurden, aktiv mitgewirkt. Dazu gehören insbesondere die Plattform der OFRI, 1981; Ungehorsam leisten und Loyalität aufkündigen, unter dem Synonym Rosa Bloch, 1983; das Osnabrücker Memorandum "Verantwortung für die 'Eine Welt' zwingt zum Handeln auch im eigenen Interesse", in zwei Sprachen, 1992; Memorandum anläßlich 350 Jahre Westfälischer Friede "Für eine Friedenspolitik ohne Militär" in 8 Sprachen, 1998; Aufruf zu einer weltweiten Koalition für Leben und Frieden", 2001, und schließlich der offene Brief an 60 amerikanische Intellektuelle "Eine Welt der Gerechtigkeit und des Friedens sieht anders aus. Eine Antwort auf das Manifest 'What we are Fighting for', bisher in zwei Sprachen (Mai 2002), der von über 100 namhaften deutschen Persönlichkeiten unterstützt und in den Medien großen Anklang gefunden hat. Die im Jubiläumsjahr 350 Jahre Westfälischer Frieden entstandene Idee einer Internationalen Friedensuniversität für Osnabrück trug immerhin dazu bei, daß der Sitz der Deutschen Stiftung Friedensforschung dank maßgeblichen Einsatzes von Oberbürgermeister Fip nach Osnabrück kam.

Meine zeitweise sehr intensive politische Praxis hat meiner akademischen Tätigkeit, wie ich meine, keinen Abbruch getan. Hinsichtlich des Umfang meiner Publikationen gehöre ich, bei aller Bescheidenheit, zu der Spitzengruppe unserer Universität: Sie sind empirisch wie theoretisch fundiert, an eigenen Theorieansätzen als Ergebnis dieser Forschungen mangelt es ebenso wenig wie an Weiterentwicklung vorhandener Theorien. Meine Forschungsarbeiten erstrecken sich auf mehrere sozialwissenschaftliche Teilbereiche: Politische Ökonomie, Sozialökologische Ökonomie, Internationale Politik/Friedens- und Konfliktstudien, Internationale Wirtschaftsbeziehungen sowie Mittlerer und Naher Osten. Ich bin an der Fortexistenz des Colloquiums Dritte Welt an der Universität Osnabrück, das in diesem Jahr sein seit 20 Jahren ununterbrochen stattfindet, aktiv beteiligt, daneben leite ich die Ringvorlesung Umwelt-Entwicklung-Frieden, die einzige transdisziplinäre Ringvorlesung an der Universität überhaupt, die seit vier Jahren ebenfalls ohne Unterbrechung stattfindet. Meine doch stark interdisziplinär angelegte akademische Biographie, das in den 60er und 70er Jahren entstandene Vorverständnis von Mensch-Natur-Technikbeziehungen haben meine vor allem in den 80er und 90er Jahren entstandenen Forschungsarbeiten stark geprägt.

All diese Ergebnisse meines Lebens, vor allem in den letzten drei Jahrzehnten, wären ohne ein friedliches Familienleben, ohne eine stabile und auch harmonische Ehe und ohne ein schönes und mit eigener kreativer Mitwirkung entstandenes Zuhause nicht denkbar gewesen. Unsere Tochter Anusch hat nach Umwegen ihren "Traumberuf" gefunden, sie arbeitet in den sieben Himmeln. Unser Sohn Ramin hat nach dem Abitur Jahre gebraucht, um sich der Antwort auf viele ihn bewegende Fragen anzunähern, er kehrte, wie er selbst meint, zu seinen Wurzeln zurück. Er lebt seit über drei Jahren in Teheran, studiert an der Teheraner Universität persische Literatur und Sprache, die ihn schon vorher fasziniert hatte. Er hat schon vor noch nicht 11 Monaten geheiratet und schon bin ich Opa geworden und erfreue mich meines süßen Enkelkindes Junes. Genüßlich spricht uns Ramin in seinen e-mails inzwischen mit "Hallo Oma, hallo Opa" an. Jahrelang hat sich unser Sohn vehement dagegen gewehrt, seinen Lebensweg von uns bestimmen zu lassen. Jetzt hat er uns, ohne uns zu fragen und auch ohne mit der Wimper zu zucken mit einem Schlag zu Großeltern gemacht.

Trotz meines von Freude, Erfolg, beruflicher Karriere, Harmonie im Familienzusammenleben durchdrungenen Lebensweges und obwohl dies als unvorstellbar erscheint, ist mein Leben vor allem in den letzten zwei Jahrzehnten begleitet gewesen von tiefen Löchern, in die ich von Zeit zu Zeit hineinfalle und von dunklen Tunneln, in die ich hineingerate, ohne, jedenfalls in den meisten Fällen, den wahren Grund dafür zu kennen. Leben zwischen den Kulturen, Entfremdung, Emigration, seelische Defizite aus der Kindheit, Streß - wer weiß. Die erlebte Erfahrung, ja manchmal sogar die Gewißheit, aus den tiefen Löchern und dunklen Tunneln wieder herauszukommen, gibt mir die Kraft, den Boden unter den Füßen nicht zu verlieren und mich von lähmenden Ängsten nicht überwältigen zu lassen. Nach jedem Sieg über diese seelischen Erschütterungen bin ich - und das sage ich mit Dankbarkeit - wieder der Alte, mit voller Kraft und Energie, die mich mit voller Hoffnung für eine bessere Welt zu neuen Aktivitäten treiben.

Sechzig Jahre Leben hinter mir und ich habe noch viel, ja sehr viel vor, viele Wünsche und Träume, einiges im Privatleben, das meiste aber für eine bessere Zukunft. Ich träume von einer Welt, die gerechter und friedlicher geworden ist, von einer Welt, in der die Chancengleichheit für die heutigen Menschen und die künftigen Generationen zu einer unerschütterlichen Grundlage menschlichen Zusammenlebens jenseits von staatlichen, ethnischen und kulturellen Grenzen geworden ist. Ich möchte in der mir noch zur Verfügung stehenden Zeit für die Verwirklichung dieser Träume einen kleinen Beitrag leisten.